Ich warf, vernichtet von dem grausamen Urtheile, die traurigen Rest zu der Nase und den Ohren hinab in die Tonne.

Dann begann ich das Werk auf's neue, unermüdlich, rastlos, Tag um Tag.

Nun begab es sich, daß mein Peiniger an einen bestimmten Hof berufen wurde, es galt die Portraitbüste einer jungen Prinzessin anzufertigen.

Da weder Gehilfen noch Lehrlinge beschäftigt wurden, so blieb das Atelier unter meiner persönlichen Obhut. Der Meister war überhaupt ein Sonderling und ganz besonderer Fürsprache bedurfte es, daß ich als Schüler Aufnahme fand.

Ich war nun Alleinherrscher in dem Allerheiligsten, aus welchem schon so manch gekröntes und berühmtes Haupt, in Marmor übertragen, hervorgegangen war. Lange dauerte die Freude freilich nicht, kaum drei Wochen, denn um diese Zeit begingen die braven Unterthanen Seiner Hoheit das 25jährige Regierungsjubiläum ihres vielgeliebten Landesherrn. Neben anderen großartigen Huldigungen bildete die Enthüllung der Kolossal-Büste des Herzogs den Glanzpunkt.

In einer lichten Ecke des Ateliers, hinter einem Verschlage, vorsichtig verhüllt mit einem weißen Leinen, stand das Werk, an welchem des Meisters Hand fast zwei Jahre lang gearbeitet hatte. Nur noch einige winzige Korrekturen mit dem Meißel hie und da, was man so den letzten Schliff nennt, und die Arbeit war vollendet. Diese wollte der Schöpfer gleich nach seiner Rückkunft vornehmen.

Kein menschlicher Fuß durfte jenen Verschlag betreten, so lautete der strenge Befehl.

„Wann wirst Du einmal so weit sein?“ entrang es sich seufzend meiner Brust, wenn meine Blicke jene weihevolle Ecke streiften.

Es war an einem herrlichen Frühlingsmorgen. Die Sonne blickte mit ihrem strahlenden Antlitz in die kalten Räume meiner Arbeitsstätte.

Mit belebendem Lichte überfluthete sie die zahlreichen Gipsabgüsse und Gruppen rings umher; auch jenes Linnen berührte sie mit sanftem Kusse, welches die Büste Sr. Hoheit umgab. Man konnte die feinen Konturen des Kunstwerks förmlich unterscheiden, der kalte Marmor schien Blut und Leben zu erhalten.

Ich weiß nicht, was es war, allein es überkam mich da plötzlich eine seltsame Stimmung. War es Frühlingsahnen, welches mir kühnen Muth und hohes Selbstvertrauen in die Adern goß?

Förmlich magisch zog es mich nach jener Ecke — ich öffnete die Thür des Verschlages — ich trat ein.

Vorsichtig zog ich die Hülle herab. Ein wohliger, nie gekannter Schauer durchrieselte mein Gebein. Wenn auch aus Marmor geweißelt, erfüllte mich schon vor dem wohlgelungenen Abbilde Sr. Hoheit die allerhöchste Ehrfurcht. Unwillkürlich machte ich eine tiefe Reverenz, just, als ob mir von dem lebenden Originale mit höchst eignen Händen das Verdienstkreuz an die pochende Brust geheftet würde.

Da lagen Meißel und Hammer.

Instinktiv ergriff ich die beiden Instrumente.

„Jetzt oder nie“, rief da eine Stimme in mir, „du sollst Deinem Meister beweisen, daß Du nicht der talentlose Stümper bist, für den er Dich gehalten. Frisch auf, vollende Dein Werk!“

Meine Pulse hämmerten, mein Herz pochte überlaut. War es die Stimme einer gütigen Fee?

Auch Se. Hoheit schien mir gnädig zuzunicken.

„Wohlan denn“, rief ich, dieser Inspiration folgend und machte mich rüstig daran, die einzelnen, noch nicht scharf hervortretenden Konturen an dem Gelocke des erlauchten Hauptes herauszuarbeiten.

Hei, wie die feinen Marmorstäubchen gleich silbernen Sternlein in der Sonne funkelten.

Ich trat zurück und musterte meine Arbeit. Wie alles jetzt in scharfen Linien so prächtig in Erscheinung trat.

Nur noch der Schnurbart, der stattlich gezwirbelt weit hinausragte und welchen Hoheit stets so sargsam pflegte, bedurfte noch einer leichten Ueberarbeitung.

Lustig wirbelten die Stäubchen umher und unverdrossen klopfte und meißelte ich drauf los.

Knax! machte es da plötzlich, kurz und hart. Dieser Knax fuhr mir wie eine Dolchspitze in die Seele, machte mein Haar sträuben und mein Blut zu Eis gerinnen!

An der Erde lag die eine der erlauchten Bartspitzen Sr. Hoheit. Die Büste war ruinirt!

Wie ein Kapitalverbrecher, ein Mensch, der mindestens ein halb Dutzend Morde auf dem Kerbholze hat, dem die gesammte Gendarmerie des Herzogthums und dessen verbündeten Nächsten auf den Fersen sitzt, entleite ich der Stätte der Katastrophe in wildester Flucht.

Ruhelos, gleich Ahasverus, wandete ich von Ort zu Ort, durch Stadt und Land, überall das drohende Gespenst eines Steckbriefes witternd, bis ich mich endlich in einem deutschen Seehafen wiederfand.

Was aus der Büste geworden?

Nie habe ich es erfahren, allein meine Carrière als künftiger Begas hatte nach dieser hochverrätherischen That auf immerdar ihren Abschluß gefunden.

Knack-Mandeln.

Auflösung des 441. Preisräthsels: „Einwanderer, ein Wanderer“.

(Zur Konkurrenz nicht zugelassene Lösungen besagen: Christi, Erbe, Eingang, Einfluß, Steg — Sieger, Kronprinz, Streber, Lauschritt, Meineid, Christus, Einjähriger, Gewinn, Einzug, Reiter, Einblick, Christfest, Ehrenpreis, Ehrgeiz, Derwisch, Bürgersteig, Einfall, Einkauf, Einklang, Einmarsch, Einsatz, Eintritt, Herrschaft, Wohlhaben, Modern, Neujahr, Machtlos, Rathlos, Ehe, Werkmeister, Ehr — eher, Ehrgeiz, Fahrrad, Einband, Löser, Einfall, Viehtreiber, Gänsehirt, Christkind, Beispiel, Ammth, Musik, Prämie — Premier, Einwurf, Gebet, Fahrweg, Tonkunst, Spargeld, Bauer, Hochzeit, Antheil, Vortheil, Weitrennen, Schnellauf Lehrherr, All Heil, Gebet, Zecher, Kaufmann, Beispiele, 2c. 2c.)

Richtige Lösungen gingen ein 10. Die Gesammtzahl der Einsendungen betrug 83. Das Räthsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Rudolph Jahn, Familie Baumgart, Richard Rohde, Margarethe Hasemann, R. Scherer, Helene Hirsch, Elfriede Heuber, Curt Goetze, A. Nitzschke;

von auswärts von: Hans und Fritz, Giebichenstein.

Die Preise entfielen auf:

1. **Illustrirte Geschichte der neueren Zeit, zwei starke Bände;**
   A. Nitzschke, hier,
2. **Heine's sämmtliche Werke;**
   Rudolph Jahn, hier,
3. **Kleist's Werke;**
   Elfriede Heuber, hier,
4. **Chamisso's Werke.**
   Hans und Fritz, Giebichenstein.

442. Preisräthsel.

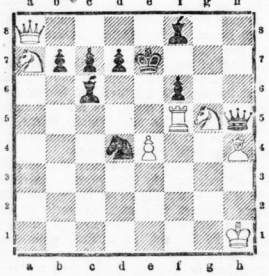
Zwei Wörter haben der Silben drei.
Die letzte haben sie alle zwei.
Das ist, was eben die Menschen trennt,
Was diese letzte der Silben nennt,
Verschieden lauten die andern zwei,
Und doch bedeuten sie einerlei.
Nun sollt' ich meinen, es müßten tanzen
Nach einer Pfeife die beiden Ganzen.
Doch fehlgeschossen! Das eine sagt,
Was jedem Menschen zu schaffen macht,
Jedes das andre bezeichnen mag,
Was seinem Schaffen zu Grunde lag.

Zum Weihnachtsfeste sind von dem Verlage des „Gen.-Anz.“ **zehn werthvolle Preise** ausgesetzt worden, ein Umstand, der sicherlich den größten Eifer bei allen denen erwecken dürfte, die sich gern mit der Lösung der Preisräthsel befassen. Die Preise sind:

1. **Illustrirte Weltgeschichte von Otto Spamer, 8 Bde.**
2. **Körner's Werke, eleg geb.**
3. **Goethe's Werke, 16 Bde.**
4. **Eichendorff's Werke, 2 Bde.**
5.—10. **Leyer und Harfe, Gedichte von G. Pistor, in Goldschnitt.**

Schachaufgabe.

Schwarz.



Weiß. (7+9)

Weiß zieht an und setzt mit dem 5. Zuge Matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 49.

Dreizüger: 23. Kb3, Tc7, g1, Le1, Sd6, bb3.
Schw. Ka5, Ta1, Sc2, Lb6, Ba6, b4, b6 g7.

1. Le1—g3, Tg1:; 2. Tc7—c5 +, b6—c5:; 3. L Matt.
1. ....., b6—g5:; 2. Tg1—g5 +, b6—c5:; 3. S Matt.
1. ....., b6—b5; 2. Tc6, beliebig; 3. S Matt.

Verantwortlicher Redakteur Wilhelm Teske. — Druck und Verlag von W. Kutschbach. Beide in Halle a. S.

Hallesche
Familien-Blätter
Wöchentliche Gratis-Beilage des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.

Nr. 51 — Halle a. S., den 24. December. — 1899.

Weihnachten.

Es tönt im Tannenhaine
Wie Feierglockenschall.
Es flammt im Kerzenscheine
Die Welt allüberall.
Ein Engel schwebt hernieder
In dieser Weihenacht:
Gott hat ja heute wieder
Ein Wunderwerk vollbracht.

Am Himmel leuchtend steht es
In nie geschauter Pracht,
Und durch die Herzen weht es
In dieser heil'gen Nacht.
Vergessen und versunken
Sind heute Raum und Zeit,
Die Seele schwelgt wie trunken
In Weltvergessenheit.

Wenn von den grünen Bäumen
Der Lichtglanz fluthend rinnt,
Ist's nicht, als ob mit Träumen
Ein Märchen uns umspinnt?
Es schimmert um die Kerzen
Der Kindheit Poesie,
Und weckt im Menschenherzen
So süße Melodie. —

Die Glocken hör' ich schallen
Mit wunderbarem Klang,
Es wird der Kinder Lallen
Zum jauchzenden Gesang.
Warum die Herzen klopfen
So glück- und glanzerhellt?
— Vom Himmel fiel ein Tropfen
Hernieder auf die Welt.

Ein Funke fiel hernieder,
Der aus dem Himmel stammt,
Der heut' und immer wieder
Die heil'ge Gluth entflammt:
Die Liebe sondergleichen,
Die uns das Heil gebracht,
Die Liebe ist das Zeichen
Der sel'gen Weihenacht! —

Erich zu Schirfeld.

Der Stern von Bethlehem.

Eine Weihnachtsnovelle von O. Elster (Berlin).

Paul Wernitz saß an seinem Schreibtisch und arbeitete eifrig an seinem neuen Werk.

Von dem granverhangenen Decemberhimmel rieselten die weißen Schneeflocken nieder und bedeckten die stille Straße Berlins und die kleinen Vorgärten vor den Häusern mit einem duftigen, weißen Teppich. Der Lärm der Weltstadt drang nicht in das stille Gelehrtenstübchen und wenn sich einmal ein Wagen in die Straße verlor, so wurde das Geräusch der Räder durch die dichte Schneehülle fast ganz verschlungen.

Der kurze Wintertag neigte sich dem Ende zu. Paul Wernitz erhob sich und trat an das Fenster, sinnenden Auges in das Schneetreiben hinausblickend. In das Haus gegenüber brachte ein Dienstmann gerade einen großen Tannenbaum und an den Fenstern zeigten sich mehrere Kindergesichter, welche neugierig den großen Christbaum beobachteten.

Das heilige Weihnachtsfest nahte wieder und tiefe Wehmuth zog in das Herz des einsamen Mannes.

Bis vor drei Jahren hatte er auch ein fröhliches, glückliches Weihnachtsfest im Kreise seiner Familie gefeiert — ein glückliches Weihnachtsfest? — Nein, er wollte aufrichtig und ehrlich gegen sich sein — ein glückliches Weihnachtsfest hatte er in den letzten Jahren seiner Ehe überhaupt nicht mehr gefeiert. Seine Frau, die er einst aus Liebe geheirathet, sie entfremdete sich ihm immer mehr. Aus einfachen Verhältnissen stammend, vermochte sie dem Fluge seiner Gedanken nicht zu folgen; sie konnte sich nicht entschließen, aus dem engen Kreise ihrer kleinstädtischen Heimath herauszutreten, ihm, dem aufwärtsstrebenden Schriftsteller, in die große Welt zu folgen, und als er einen Ruf nach Berlin annahm, als er sein kleines Amt in der kleinen Heimathstadt aufgab, da blieb sie zurück in der kleinen Stadt, in dem engen Kreise ihrer kleinbürgerlichen Eltern.

Er war vor die Wahl gestellt, in diesen engen Verhältnissen unterzugehen oder fern von der Gattin in einer großen freien Thätigkeit die reichen Kräfte seines Geistes und seiner Phantasie zu entfalten.

Er wählte den letzteren Weg, er zog hinaus in die große Welt in der Hoffnung, daß seine Gattin ihm bald folgen werde. Aber die Entfremdung zwischen den Eheleuten wuchs von Jahr zu Jahr. Kinder waren ihrer Ehe nicht entsprossen, aus erster Ehe besaß seine Gattin nur ein Töchterchen, die goldblonde Elfriede — Else, wie er sie nannte — die er liebte, wie sein eigen Kind, und deren Geist und reiche künstlerische Anlagen er auf alle Weise zu fördern suchte.

Jetzt war Elfriede schon achtzehn Jahr und gewiß ein schönes, großes Mädchen geworden.

Ihre Photographie stand auf seinem Schreibtisch. Elfriede hatte ihm das Bild vor einiger Zeit gesandt, denn das junge Mädchen bewahrte noch immer eine innige Liebe zu ihrem Stiefvater, dem sie sich geistig näher fühlte, als der eigenen Mutter, als den kleinbürgerlichen Großeltern.

Er nahm die Photographie empor und betrachtete sie auf-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-18991224061/fragment/page=0001

merksam. Zum ersten Mal glaubte er einen leisen, wehmüthigen Zug um die großen blauen Kinderaugen und die leichtgeöffneten Lippen zu entdecken.

Fühlte das Mädchen sich in ihrer Umgebung etwa nicht glücklich? Aus ihren Briefen sprach allerdings oft eine tiefe Sehnsucht nach Licht und Freiheit und eine gewisse Resignation, welche für ein junges Mädchen seltsam genug erschien.

Die alte Wirthschafterin, welche seinem Haushalt vorstand, trat ein.

„Eine Dame wünscht Sie zu sprechen, Herr Doktor."

Es kamen öfter Künstlerinnen oder Kolleginnen von der Feder zu Wernitz, um sich von ihm einen Rath zu erbitten, sodaß der Besuch einer Dame nichts Ueberraschendes hatte.

„Führen Sie die Dame herein", sagte Wernitz denn auch ruhig, stellte die Photographie auf den Schreibtisch zurück und zündete die Lampe an.

Als er sich umwandte, sah er eine schlanke, in einen langen dunklen Regenmantel gehüllte Gestalt in der Thür stehen, als ob sie zögerte, näher zu treten.

„Womit kann ich dienen, mein Fräulein?" fragte Wernitz.

Da schlug die Dame den Schleier zurück.

„Papa — erkennst Du mich nicht?"

„Elfriede?! — Um des Himmels willen, woher kommst Du?!"

Im nächsten Augenblick lag Elfriede an seiner Brust, schlang die Arme um seinen Nacken und schluchzte heftig.

„Elfriede — kleine, liebe Elfe —" flüsterte er zärtlich und tiefbewegt. „Was ist geschehen? — Was führt Dich zu mir? — Wo ist Deine Mutter?"

Da richtete sich Elfriede empor und sah ihn mit thränenschweren, ernsten Augen an.

„Ich bin allein gekommen, Papa . . ."

„Allein? — Wie soll ich Dich verstehen?"

„Papa — ich bin — man hat mich — verstoßen — ich bin — ich bin — entflohen . . ."

„Welche Worte, Elfriede?" entgegnete er ernst. „Ich will nicht hoffen . . . . Doch nein, ich lese es in Deinen Augen. Du kannst nichts Böses gethan haben. — Aber das, was Du mir sagst, vermag ich auch nicht zu glauben."

„Und doch ist es wahr, Papa."

„Kind — Kind — was ist geschehen? Wenn es wirklich der Fall, so weißt Du entweder nicht, was Du gethan hast, oder man hat an Dir ein . . . . Doch nein — nein — ich will es nicht glauben. — Komm, lege Deinen Mantel und Hut ab — und dann erzähle mir, was geschehen ist."

Rasch entledigte sich Elfriede ihres Mantels und Hutes. Doktor Wernitz sah mit Erstaunen diese schlanke, ebenmäßige Gestalt in dem schlichten Reisekleide, dieses prächtige, goldblonde Haar, welches in reichen Wellen das blasse, liebliche Antlitz umgab.

„Setze Dich in Deinen Schreibtischsessel, Papa", sagte Elfriede mit einem leichten Lächeln. „Weißt Du, wie früher, wenn ich ein kindliches Anliegen hatte . . . so will ich auch jetzt wieder vor Dir niederknieen und Dir alles sagen."

Er nahm in dem Sessel Platz und Elfriede kauerte sich vor ihm nieder, ergriff seine Hände und blickte mit scheuem Auge zu ihm auf.

„Du wirst mich nicht schelten, Papa", sprach sie leise und mit halb verschleierter Stimme, „wie die Andern alle, daß ich nicht bin, wie sie . . . . Du verstehst ja in der Menschen Seele zu lesen . . . . Du bist ja ein Dichter . . . . . Du mußt auch mich verstehen . . . ."

Er strich mit der Hand zärtlich über ihr Haupthaar.

„Meine kleine Elfe", sagte er sanft, „ich will Dich nicht schelten, was Du mir auch mitzutheilen hast."

„Du erinnerst Dich, Papa", fuhr sie fort, „wie Du Dich stets über mein künstlerisches Talent gefreut hast, als ich noch ein Kind war . . . . nun, Papa, dieses Talent ist in den Jahren, wo wir uns nicht gesehen haben, gewachsen und groß geworden und will sich nicht mehr unterdrücken lassen. Ich habe Mama und die Großeltern gebeten, mich meiner Kunst widmen zu dürfen, sie haben es mir stets abgeschlagen, sie schalten mich überspannt, romantisch . . . . verrückt . . . . Du kennst sie ja, Papa, sie haben ja auch Dich niemals verstanden. Wissen sie doch nicht, was es heißt, ein hohes, ideales Ziel verfolgen . . . ."

„Leider wissen sie's nicht, Elfe — sonst wäre Deine Mutter bei mir."

„Siehst Du, Papa — ich konnte nicht von meiner Kunst lassen . . . . und dann — dann sollte ich einen Mann heirathen, den ich nicht liebte . . . . weißt Du, den Sohn des Kaufmanns an der Ecke unserer Straße . . . . es mag ja ein ordentlicher Mensch sein, aber ich passe nicht zu ihm, ich kann mich nicht in den Laden stellen und Kaffee und Mehl und Butter verkaufen . . mein Gott, ich bin ja nicht stolz, das ist ja auch ein ehrenhaftes Gewerbe, aber ich kann es nicht, Papa — ich kann es nicht!"

„Ich glaube es Dir, meine kleine Elfe", sagte er mit leichtem Lächeln.

„Und als ich mich entschieden weigerte, da wurden die Großeltern und Mama furchtbar böse und nannten mich sein undankbares und ungerathenes Kind. Ich möchte nur zu Dir gehen — Du hättest mir ja alle diese überspannten Ideen in den Kopf gesetzt — und da, Papa, da habe ich meine Sachen gepackt und bin auf und davon gegangen . . . . und nun bin ich hier und ich gehe nicht wieder zurück . . . ."

„Elfe, Elfe, was hast Du für einen Streich gemacht?"

„Du schilfst mich, Papa?" fragte sie mit leichtem Trotz.

„Ich schelte Dich nicht — ich verstehe Dich wohl . . . . und ich würde Dich auch gern bei mir behalten, um Dich in Deiner Kunst zu fördern, Dich zu einem freien, selbständigen Menschen zu erziehen — aber, Kind, ich habe ja kein Recht auf Dich. Du bist nicht mein Kind, Deine Mama allein hat das Bestimmungsrecht über Dich — ich bin ja nicht einmal Dein Vormund . . ."

„Was macht das? Ich bleibe doch bei Dir — in Dir habe ich von kleinster Kindheit auf meinen Papa geliebt und verehrt — meinen rechten Vater habe ich ja gar nicht gekannt . . . er würde gewiß mir zur Seite stehen . . . ."

„Darüber wollen wir nicht weiter sprechen, Kind. Wir wollen uns überlegen, was zu thun ist. Ich werde an Mama schreiben, ob sie Dich mir anvertrauen will, ob sie mir gestatten will, Dich in Deiner Kunst ausbilden zu lassen. Vorläufig bleibst Du bei mir, meine Wirthschafterin, Frau Kohl, kann Dir das kleine Zimmer neben dem ihrigen in Ordnung bringen."

„Du lieber, guter Papa . . ."

Stürmisch umarmte Elfriede ihren Vater, der ihre Dankbarkeitsbezeugungen sanft abwehrte.

„Danke mir erst, meine kleine Elfe, wenn unser Plan gelungen ist."

Dann rief Wernitz seine Wirthschafterin.

„Meine Tochter, Fräulein Elfriede, wird einige Zeit bei mir bleiben. Bringen Sie das kleine Logirzimmer in Ordnung."

Frau Kohl wußte, daß ihr Herr verheirathet war, und fand somit nichts Wunderbares in dem Besuch Elfriedens. Daß in der Familie nicht alles stimmte, ahnte sie wohl, aber das ging sie ja nichts an.

„Kommen Sie, Fräulein, ich will Ihnen Ihr Zimmer zeigen", sagte sie freundlich.

Als die beiden sich entfernt hatten, sank Wernitz auf seinen Sitz zurück und stützte die Stirn in die Hand. In trübes Sinnen versunken saß er da.

Draußen rieselte der Schnee in immer dichterem Gewirbel nieder, es wurde nach und nach vollständig finster, nur der röthliche Schein der Straßenlaternen drang zu dem einsamen, grübelnden Manne empor in dem dunklen, stillen Zimmer.

* * *

„Werden wir einen Weihnachtsbaum ausschmücken, Papa?" fragte Elfriede nach einigen Tagen.

Er blickte mit einem freundlichen Lächeln von seinem Buche auf.

„Ja, Elfe . . . . dieses Jahr will ich wieder meinen Weihnachtsbaum haben und Du sollst ihn nicht vermissen . . . ."

„Ach, Papa — ich würde gern darauf verzichten, wenn . . ."

„Nun, Du vollendest nicht?"

„Nein, nein, Papa — das sind thörichte Gedanken. Ich denke daran, wie schön es wäre, wenn wir alle zusammen Weihnachten feierten — Du, Mama und ich."

„Du weißt ja, was Mama geschrieben", entgegnete er ernst.

„Ja — daß ich vorläufig bei Dir bleiben könne, da ich mir ja durch meine heimliche Abreise das Haus der Großeltern verschlossen . . . ."

„Siehst Du — wir sind also auf uns allein angewiesen. Mama ist nicht so leicht zu versöhnen . . . . ich habe es alle diese Jahre hindurch schwer empfunden."

„Ich weiß es, Papa, und ich habe Dich aufs herzlichste bedauert."

„Es war ja mein Wille so, Elfe. — Doch wozu darüber reden? Du selbst hast es ja erfahren, was es heißt, um seine Ideale kämpfen zu müssen."

„Und ich werde nicht schwach in diesem Kampfe werden, Papa — glaube es mir."

„Ich will es hoffen."

Schweigen trat ein. Die Lampe warf ihren hellen Schein über das liebliche Gesicht Elfriedens, deren Augen über das Buch hinweg träumend in die Ferne blickten. Doktor Wernitz beobachtete

sie aufmerksam, ob er einen Zug der Unzufriedenheit, der Unentschlossenheit in ihrem Antlitz entdeckte. Aber nur eine leise Wehmuth sah er, ein Hauch des Heimweh's schien sich über das liebe Gesichtchen zu lagern.

Nein, unglücklich fühlte sich Elfriede nicht. In reger Thätigkeit konnte sie jetzt ihre Kräfte üben, in anregender Weise führte der Vater sie in die Kunstgeschichte ein und alles das Schöne und Große was sie sah und hörte, erfüllte ihre Seele und ihren Geist stets mit neuem Entzücken und neuem Streben.

Und Wernitz freute sich der erwachenden Seele des Kindes und er bat seine Gattin wiederholt, ihm Elfriede zu lassen, selbst zu ihnen zu kommen, um sich über die Entfaltung des künstlerischen Talentes ihrer Tochter zu freuen.

Die Antwort war jener kühle, formelle Brief! — Und jetzt stand Weihnachten vor der Thür, das Fest, welches die Herzen der Menschen enger aneinander schließt, das die Kindersehnsucht, das Heimweh in unserem Herzen erwachen läßt — war es da ein Wunder, daß diese Sehnsucht, dieses Heimweh auch in Elfriedens Herzen erwachte?

Sie sollte ihren Weihnachtsbaum haben — und auch er wollte sich zum ersten Mal seit Jahren wieder an den brennenden Kerzen, an dem kräftigen Harzgeruch der Tannen erfreuen!

Der Weihnachtsabend kam. Wernitz hatte Elfriede mit Frau Kohl fortgeschickt, um einige Besorgungen zu machen. Er wollte allein den Baum schmücken und die Geschenke für Elfriede aufbauen, wie er es früher gethan, wie sie noch ein kleines Kind gewesen. Wenn sie nach Haus kam, sollte der Weihnachtsbaum brennen — sie sollte nichts entbehren — hier in der Fremde, fern von der Mutter.

Würde sie wirklich nichts entbehren? Entbehrte er selbst nicht der sorgenden, liebenden Hand der Gattin? — Konnte all seine Liebe ihr jemals die Mutter ersetzen? — Würde ihm selbst jemals eine Fremde die verlorene Gattin ersetzen können, die er in seiner Jugend geliebt und an der noch jetzt sein gereiftes und gerüstetes Mannesherz mit inniger, verzehrender Liebe hing?

In ernstem Nachdenken versunken betrachtete er den Baum. Weshalb konnte seine Gattin nicht an seiner Seite stehen? Weshalb konnten sie nicht gemeinsam den Baum für ihr Kind schmücken?

Ach, der unselige Trotz, welcher die Herzen der Menschen verhärtet und entzweit!

Es klingelte draußen. — Ein eigenes zaghaftes, schüchternes Klingeln, wie von jemandem, der nicht wagt, einzutreten, der mit einer Bitte kommt.

Vielleicht ein armer Bursche, der sich in Noth befindet. Nein, heute Abend sollte sich niemand vergeblich mit einer Bitte an ihn wenden!

Eilig geht Wernitz zur Korridorthür und öffnet. Eine dunkle Frauengestalt steht davor. Ein dichter Schleier verhüllt ihr Antlitz.

„Bin ich recht — bei Doktor Wernitz —?"

„Das ist mein Name. Womit kann ich dienen?"

„Paul — kennst Du mich nicht . . . . verzeihe mir . . . . ich bin es . . . , Marie . . . ."

„Marie?! — Du — Du — hier? — An diesem Abend?"

Er ergreift ihre Hände und zieht sie in das Zimmer. Und als sie die weihnachtlichen Zurüstungen sieht, die Geschenke, den Christbaum, die Kerzen — da schluchzt sie laut auf und schlägt die Hände vor das blasse Gesicht.

Tiefbewegt blickt er auf sein Weib, das ihn trotzig hat ziehen lassen, weil sie sein Streben nicht verstand, und das jetzt ihr Kind, ihre Tochter, an ihn verloren hat, weil des Kindes Herz sich dem Herzen des Vaters verwandter fühlte, als dem der eigenen Mutter.

„Daß Du heute Abend zu mir kommst, Marie, macht alles wieder gut", sagte er mit tiefer, bewegter Stimme.

Da streckt sie ihm beide Hände entgegen.

„Paul — verzeihe mir! — Ich konnte es nicht mehr ertragen — es lastete auf mir wie ein Verbrechen — zuerst Du — und nun auch mein Kind — und als ich den Weihnachtsbaum schmücken sollte in meiner einsamen Wohnung, da packte es mich mit der ganzen Gewalt der Sehnsucht — ich mußte zu Euch — ich fühlte es mit zwingender Macht, daß ich zu Euch gehörte — daß hier meine Heimath ist . . . ."

Aufschluchzend sank sie an seine Brust. Mit milder Zärtlichkeit strich er ihr dunkles Haar und küßte sie auf die Stirn.

„Sei willkommen in dieser heiligen Stunde, Marie — Du bist in der Heimath . . . ."

Da klirrte der Schlüssel in dem Schloß der Korridorthür.

„Elfriede kommt zurück", sagte er. „Unter dem brennenden Weihnachtsbaum sollst Du ihr entgegentreten . . . warte ein Weilchen . . . ."

Er eilte hinaus. „Bleibe in Deinem Zimmer, Elfe", sprach er mit bebender Stimme, „bis ich klingele. Ich habe eine Ueberraschung für Dich . . . ."

Erstaunt blickte Elfriede zu ihm auf. Er kam ihr seltsam erregt vor. Dennoch gehorchte sie ihm.

Und dann zündeten die wieder vereinten Gatten mit zitternden Händen die Kerzen an. Eine Weile standen sie da — Arm in Arm — mit feuchten Augen den Christbaum betrachtend, in dessen Kerzenglanz ihre Herzen einen neuen, unzerreißbaren Bund schlossen.

Dann klingelte Paul und fröhlich wie ein Kind stürmte Elfriede herein.

Ihre Mutter stand neben dem Weihnachtsbaum . . . . ein Schrei — ein jubelndes Aufschluchzen, und Elfriede lag zu Füßen der Mutter, ihre Knie umklammernd und mit heißen Augen zu ihr aufschauend.

Und Frau Marie hebt ihr Kind empor und schließt sie in die Arme.

„Nicht Du hast mir zu danken, Elfriede, ich habe Dir Dank zu sagen, denn Du hast mir den rechten Weg gezeigt, den ich in meinem Trotz, in meiner Selbstsucht nicht zu finden vermochte . . . Du und die Kerzen des Weihnachtsbaumes, die mir durch die Nacht meiner Verlassenheit entgegenstrahlten, wie der Stern von Bethlehem . . . ."

„Und wißt Ihr, wie sich dieser Stern nennt?" fragte Wernitz mit ernstem Lächeln. „Dieser Stern nennt sich — die Liebe. —"

Die Bartspitze Seiner Hoheit.

Skizze aus dem Leben von J. H. Giers-Berlin.

Ein halbes Jahr meiner Lehrzeit hatte ich bereits hinter mir in einem hübschen thüringischen Residenzstädtchen, dessen herzoglicher Landesvater sich durch seinen außerordentlichen Kunstsinn ein bleibendes Denkmal gesetzt hat. Weil ich gelegentlich einer sogen. Kartoffelkomödie als Jüngling einmal aus einem dieser Erdknollen ein menschliches Antlitz geschnitzt hatte, stand es bei meinen verehrten Eltern fest, daß ich ein ausgesprochenes Talent zum Bildhauer hätte. So sollte ich meine Lehrzeit bei dem Hofbildhauer in jenem Herzogthümchen absolviren. Leider hielten meine Fortschritte mit dem Drange, recht bald ein berühmter Bildner zu werden, nicht gleichen Schritt. Seit Monaten knetete ich schon an meinem Sokrates herum, eine alte Gipsbüste des griechischen Weisen diente mir als Modell, ohne daß es mir sonderlich gelingen wollte, die richtigen Proportionen mit dem Original zur Befriedigung meines Meisters auch nur einigermaßen in Einklang zu bringen.

Ueberhaupt hatte ich mir die Modelle ganz anders gedacht. Wo sollte auch bei solch einem schäbigen Gipsabguß die nöthige Begeisterung herkommen? Nach dem Leben wollte ich schaffen. Als mir mein Meister gleich zu Anfang meiner Lehrzeit sagte, ich würde meine ersten Studien nach einem Modell machen, da schwebte mir die hehre Lichtgestalt einer lebenden Holden weiblichen Wesens vor. Dies war meine erste schwere Enttäuschung.

So knetete ich und knetete, bis sich der Thon unter meinen Händen zum so und so vielten Male zu einem menschenähnlichen Kopfe formte. Und wenn ich dann endlich hoffte, den Beifall meines Meisters zu finden, dann riß er mich mit seiner kunstverständigen Kritik plötzlich aus allen meinen Himmeln.

Sogar bis in meine Träume verfolgte mich Sokrates, der alte griechische Philosoph.

Einmal schien er mich so recht schadenfroh anzublinzeln, als wenn er sagen wollte:

„Meinen Schädel trifft du doch nicht, das verstand nur meine selige Xantippe!"

Ein andermal behnte sich der Thonklos unendlich in die Länge; die Züge meines Sokrates verzerrten sich gleichsam als habe er gerade seinen bekannten Schierlingsbecher geleert. Der Kopf schwoll zu einem riesigen Globus heran, hüpfte herab von meinem Modellirbock und wälzte sich auf meine Brust, so daß ich unter der schweren Masse zu ersticken drohte. Das waren in der Regel meine Träume.

Am nächsten Morgen stand ich dann wieder vor meiner Dauerbüste und modellirte, daß mir der „Künstler-Schweiß frommeiste von der Stirn rann. Dann tauchten mitunter die Fratzen, die mir der Alb in der Nacht vorspiegelte, wieder vor mir auf und anstatt meines Sokrates entstand unter meinen Händen eine Karikatur, würdig jedem Witzblatte als Bilderschmuck zu dienen.

Harte Worte fielen dann von meinem Meister. „Solch' ne Pfundbirne nennst Du einen Gesichtsvorsprung?" rief er zornig und riß dem würdigen Gelehrten die Nase direkt aus dem Gesicht heraus.

Sie war freilich etwas klotzig gerathen.

„Und diese Ohren!" kam es weiter von den Lippen des Entrüsteten, „diese Ohren könnten jedem Esel zur Zierde gereichen. Hast Du denn gar kein Augenmaß?"

Ohrenmaß wollte er wohl sagen.

Auch die Ohren wurden dem beklagenswerthen Greise abgerissen und flogen in die Thontonne.

Welch' eine Jammergestalt wurde aus meinem armen Weltweisen.

Mit der Stirn war es ähnlich. Mein Meister behauptete, mir müsse dabei ein Affenschädel vorgeschwebt sein. —

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-18991224061/fragment/page=0002